Links von der Yser.

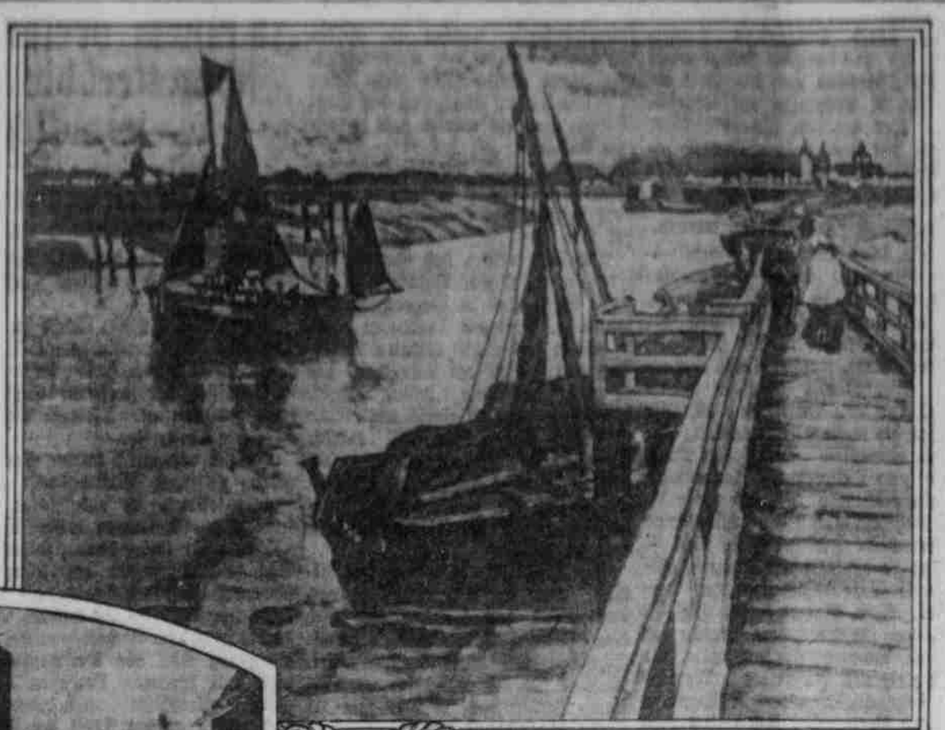
Großes Hauptquartier, 12. August.

Nach der Schmelzung, die der junge Cadavre der zähnefletschenden Sphinx unterstützte, gingen wir auf drei Meinen auf unseren zwei angebunden und einem Stück, das wir in unserer Mitten hatten. Und hier war nicht nothwendig. Denn wie sollte man sonst in nächtlicher Dunkelheit über die Ale und elektrische Steine der Pferdegrenz nahe der Küste marschiren, ohne zu stolpern? Dann ist auch die finsterste Nacht nie völlig finster. Aus dieser gestaltete, hier Sandbänke und Felsen, dort sumpfige und morastige Boden, der leuchtende Hunden, Schrunden, Gebüsche und Grashalmen, unterschiedlich mehl auch ein freundliches Graublau aufweist, stellt dem Wanderer eine Hohlfalte nach der anderen. Jetzt hat man einen kleinen Abgrund, jetzt einen kleinen Schimmerstreifen, jetzt eine glitschige Stelle vor sich, die das Hülsthorn des Stockes zeitig abtasten muß. Es ist wie ein Streifzug in die Wüste.

Südlich vom Paschendaele-Kanal, in dessen schnurgeradem Wasserstreifen sich noch der letzte Abendschimmer des Himmels spiegelte, hatten wir auch noch einige Ortschaften passirt, die freilich totenstill und stockfinster dalagen. Nichts rührte sich; kein Laut ward vernehmbar; die Dorfhäuser starrten sich mit schwarzen Gesichtern an. Nun aber hörte auch das auf. Weithin Leere, Verlassenheit. Kaum Baum und Strauch. Verloren nur heben sich in großen Abständen die geheimnisvollen Silhouetten eines Gehöfts aus der kahlen Fläche. Eine Zeit lang greift die Hand neben dem Wiesenweg noch in die vollen Aehren eines Kornfeldes. Jetzt faßt sie nur noch eine Weile die dünnen Spitzen hoher Heidekräuter; bis dort unten nur noch dürres Gras spärlich zwischen Schlammflecken und Pfützen wuchert, die sich allmählich erweitern: wir nähern uns dem nassen, von Regen und Grundwasser aufgefüllten, überschwemmten Ysergebiet.

Dunkle Gestalten huschen vorbei. Hocken auf dem Boden, mit einer Erdarbeit beschäftigt. Legen Kabel und ziehen Drähte, rücken in Reserve- und Ruhestellung. Bringen irgendwelche Gegenstände, Bretter, Eisenstücke hin und her. Brennende Zigarren, wie Glühwürmchen in der Luft schwankend, kündigen sie an. Etwas rollt über die Straße. Es sind die Feldküchen. An verabredetem Punkte machen sie Halt. Richten sich ein. Und aus den Gräben vorn kommen die Abgesandten mit großen Töpfen, um für die kämpfende Truppe das ersehnte warme Essen zu holen. Alles in Dunkel, in der Stille, ohne Licht, ohne viel Reden. In der Ferne knattert's. Die Patrouillen begrüßen sich. Und rings entfaltet sich nun das nächtliche Kriegsfeuerwerk. Leuchtkugeln und Raketen steigen auf; gelbliche und weißliche, lampenartige, große und funkelnde kleine Lichter streuen grelle Helligkeit herum, die bald wieder erstirbt. Aber es kommen noch Varianten hinzu. Von der Küste her spielen Leuchttürme und Scheinwerfer; ihre weithin greifenden Strahlen zucken nervös über das Land. Dazu blitzt es am Horizont. Sind es Geschütze? Man lauscht wartend auf den Schall des Abschusses. Er kommt nicht. Also ist's ein Wetterleuchten. Jäh, unvermittelt, unberechenbar schneidet all dies Geflimmer in das Dunkel, dem kein ruhiger Schlaf mehr gegönnt ist.

Noch eine Strecke weiter, und etwas Seltsames schimmert: langgestreckte, wunderliche Gebilde steigen blaß aus dem Boden. Es sind die ersten Stellungen. In den gewachsenen Boden der Fluß- und Kanaldämme sind mit Sandsäcken, Zementlagen, Balken, Eisen und Beton die Befestigungen und Unterstände eingebaut. Es sieht aus, als zöge sich vor unseren Augen eine endlose, ins Nichts verschwimmende Traumstadt aus orientalischen Märchen hin, niedrige, spukhafte Häuser, deren Eingang man nicht erkennen kann, ohne Fenster, mit flachen Dächern. Doch was sich von dieser phantastischen Bauten bewegt, sind nicht Reister und Zauberer aus 1001 Nacht, sondern handfeste deutsche Marine-Infanteristen, die das eroberte Land hier gegen Belgier und Franzosen vertheidigen. Die geben nichts wieder heraus, und wenn die drüben außer England noch den Satan selbst als Bundesgenossen hätten. Ein prachtvoller Menschenschlag! Starke, massive Burschen, denen man das Gruseln nur sehr umständlich beibringen könnte, abenteuerlustig, gewandt und zuverlässig. Viele „alte Yfingtauer" sind darunter, Reservisten, die ihre aktive Dienstzeit einst in Kiautschou verbracht haben — Kerle wie aus Stahl, mit denen anzubinden ich keinem rathen möchte. Was wären alle die kunstvollen Schützengräben und Bauten ohne sie? Sie sind die Seele der Vertheidigung, die schon den heftigsten Angriffen tapfer trotzt. Dem Gegner zeigt sich aber die Stellung, aber es hilft ihm nichts. Die Kerle der Marine sind ein Felsenwerk, dessen gewaltige Umrisse in die Nacht ragen. Ihr stark bewehrtes Marine-Infanterie-Regiment hat ein paar gewaltsamen und verlustreichen Bajonettkämpfen. Aber unerschütterlich, unerbittlich sitzen unsere Leute in diesen Winkel. Wer sich herantrauen sollte, würde mit fürchterlich heftigen Würfen hinausgeschickt werden. Und so hat die Besatzung der Stellung in früheren Monaten nicht allzu durchgemacht. Als die Ueberschwemmung noch tiefer war, konnten die Abgelösten nur Nachts durch Wasserstreifen weitergehen, zuletzt schwimmend zurück, die Ablösungen nur in gleicher Weise nach vorne. Doch das macht's ihnen alles nicht. Textilie wollen sie halten — weiter nichts. Und also geschah es . . .



Die Yser mit Nieuport von der Seeseite aus.

Kirche und Häusergruppe in Paschendaele (Westflandern).

Wehren. Sonderbar blinkt es auf — es ist die Yser! Lautlos, regungslos fließt ihr träges Wasser zwischen den Uferdämmen nach Norden, der See zu. Kein Plätschern und Glucksen erzählt von dem Blut, das ihren Namen umrahmt. Verschwiegen, heimtückisch schillernd, unbewegt von allem Menschenleid, das sie seit zehn Monaten mit angesehen, macht sie ihre Reise. Halt! Plätschert da nicht doch etwas? Ja, aber es ist ein deutscher Marineinfanterist, der sich, auf einer Holzbrücke hockend, in der Yser seelenruhig — die Füße badet, während die Gewehrschüsse in langem, merkwürdigem Echo über die Wasserfläche schollern.

Denn hier, an dieser Stelle, zwischen Mannekensvere (auf unserer Seite) und St. Georges vor Nieuport (in den Händen des Feindes), sind die deutschen Stellungen auf das linke Yserufer vorgetrieben. Sie liegen schon mitten im Ueberschwemmungsgebiet. Blickt man über die Schutzwehren hinaus, so trifft das Auge lang hingezogene Wasserflächen und schillernde Sumpfpartien. Auch in der Dunkelheit kann man das ganz gut unterscheiden. Und was der Feind einst ins Werk setzte, um unseren Angriff aufzuhalten, ist ihm jetzt selbst das schwerste Hindernis. Wir haben hier nur defensive Absichten, die er gegen seinen Willen auf das glänzendste unterstützt hat. Die eigenen Maßregeln vom Oktober 1914 machen den Belgiern und Franzosen heute einen wirksamen Vorstoß auf unseren Yserbesitz fast unmöglich. Wir haben uns bei ihnen herzlichst zu bedanken.

Aber nun marschiren wir noch weiter vor. Zu den Unteroffizierposten und Feldstellungen, die ein stattliches Stück vor unseren Schützengräben liegen, jetzt heißt es aufpassen. Um meinen verräterischen Zivilistenkragen bindet mir Freund H. einen leeren Sandsack, damit die weiße Wäsche nicht leuchten kann. Wenn die Raketen der Feinde aufsteigen und uns mit Helligkeit übergießen wollen, nehmen wir ein wenig auf dem Heidebaden Platz, damit die Herren Franzmänner uns nicht mit Zielscheiben verwechseln. Auf Stegen und Balken geht es über Bäche und aufgeweichte Stellen. Unzählige Pfützen und Lachen begleiten uns. Der Erdboden bekommt hundert Augen, mit denen er uns in der Finsternis anglotzt. Und plötzlich sind wir bei den Tapferen, die in nächster Nähe des Feindes auf der Wacht stehen. Ruhig, ohne die geringste Erregung, einfach und selbstverständlich der Pflicht gehorchend, hüten sie die vorgeschobenen deutschen Stützpunkte, lugen aus, schützen die in ihrem Rücken der Ueberraschung; jede Sekunde bereit, den Kampf zu beginnen, wenn es drüben gewünscht werden sollte. Wie Schatten huschen sie durcheinander. Selbst die menschlichen Gesichter können hier noch zu viel Licht reflektiren — so ziehen die Mannschaften schwarze Schleierkappen über den Kopf, daß sie nun wirklich wie vermummte Boten der heiligen Fehme erscheinen, stülpen die graue Mütze über diese sonderbare Hülle oder schlingen aus beiden eine originelle Kopfbedeckung, die an die burgundische Tracht des 15. Jahrhunderts erinnert. „Dat is man bloß wegen die dummen Mücken", sagt wir augenzwinkernd einer von ihnen, um plötzlich den Schleier beiseite zu schlagen, sich erstaunt zu betrachten und auszurufen: „Nee, Dunnerslag, ein Zivilist!" Andere kommen herbei, das Meerwunder zu betrachten. So etwas sieht man nicht alle Tage. „Peng" — „peng" —, die Herrschaften von der anderen Seite wünschen auch, sich an dieser Begrüßung zu beteiligen.

Bei der Ferme Tertille sind wir am äußersten Punkte dieser Posten. Mit eiserner Zähigkeit halten die Unsern diese fest. Ein lieblicheres Quartier wie dies in der kleinen belgischen Stadt kann sich Niemand wünschen. Der Hauswirth ist ein Gärtner, und hinter dem Hofe, in dem seine Frau und seine Töchter, stets zutraulich lächelnd, herumhantiren, glüht ein flandrischer Obst- und Blumengarten in allen Farben. Mitten durch diese prangende Schönheit zieht sich ein Kiesweg, und am Ende des Kiesweges ist die Rosenlaube. Von Westen her, aus der Richtung von Nieuport, Dixmuiden und Ypern, grunzen die Geschütze herüber. Ueber dem verspannenen Laubdach rattern die Propeller der Luftzeuge, die hier kreisend ihren Patrouillenausguck halten. Wir aber sitzen traulich beisammen und haben einander sehr lieb. Und wieder kann ich mich nicht fassen vor Staunen darüber, was dieser Krieg aus uns Deutschen gemacht hat. Mein Freund H. ist in friedlichen Zeiten Herausgeber einer der angesehensten deutschen Zeitschriften. Jetzt ist er Leutnant in einer Maschinengewehrkompagnie der Marineinfanterie — und sieht aus und spricht und handelt, als habe er niemals ein anderes Gewerbe getrieben, habe niemals gewußt, was eine Redaktion ist, niemals Korrekturbogen durch seine mächtigen Hände gleiten lassen, niemals einem Mitarbeiter unter höflichen Wendungen ein Manuskript zurückgeschickt. Man könnte hier draußen an der Front, das Kaiserwort variirend, sagen: Ich kenne keine Zivilberufe mehr; ich kenne nur noch Soldaten, eisernstraffe Pflichtmenschen.

Da ich also brav war, durfte ich „mit"; nachdem mir auch noch Oberstleutnant v. B., der liebenswürdigste aller Regimentskommandeure — sein Onkel war Aerar-Minister unter Wilhelm I. und ist auf Menzels Krönungsbild zu finden —, unter der gleichen Voraussetzung seine Einwilligung und seinen Segen ertheilt hatte. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Gerade in der starken Defensive, die wir an dieser nördlichsten Ecke der Westfront halten, spielt das Maschinengewehr eine bedeutende Rolle. Wachsam späht sein Rohr bei Tag und Nacht zum Gegner herüber, um bei jedem verdächtigen Geräusch sich aufzurichten und sein rattendes Streufeuer speien zu lassen. Wehe dem, der es wagen würde, auf den paar Wegen, die hier durch das Sumpf- und Wassergelände führen, einen Angriff gegen die Unsrigen vorzutragen! Selbst am Strande des Meeres fehlen nicht diese modernen Nachkömmlinge der Mitrailleuse, der „Kugelspritze", wie Karl Simrock sang. So unscheinbar, fast unschuldig sie dreinschauen, so wild wissen sie Tod und Verderben um sich zu schleudern.

Hier aber, in den Stellungen, haben sie festere Standplätze. Es sind lauter Miniaturforts, die an bestimmten, sorglich gewählten Punkten aus den Gräben, Wehren, Schanzen ragen.

Wir machen den einzelnen Gewehrsassen. Wenige ist bei Gelegenheit der nächtlichen Schützengrabenbesuch. Man sieht keine Mütze und macht nicht viel Worte. Gestalten gleiten hin und her. Unversehens begegnet man sich. Aus der Mitte bringt kurzes Gerücht der Kommandos der Herren. Hier, wo wir sind, der Hauptmann, schwingt jetzt das Kommando. Aber die Infanteriegewehre geben ihre Peng-Peng-Dialoge nicht auf. Nur den Rigen der Unterstände dringt mehr ein Lichtschimmer, dringt mehr auch der Ton einer Mundharmonika. Abgerissene Fragmente aus Liedern und ferneren Liedern und Weisthellen klingen herüber. Denn es sind weitgereiste Herren, die sich da die Zeit vertreiben — deutsche Schiffe trugen sie über manche Meere.

Und nun verlassen wir die Gräben und gehen, begleitet von Kameraden, zurück. Wir sind bei Ablösung. Wenige ist bei Gelegenheit der nächtlichen Schützengrabenbesuch. Man sieht keine Mütze und macht nicht viel Worte. Gestalten gleiten hin und her. Unversehens begegnet man sich. Aus der Mitte bringt kurzes Gerücht der Kommandos der Herren. Hier, wo wir sind, der Hauptmann, schwingt jetzt das Kommando. Aber die Infanteriegewehre geben ihre Peng-Peng-Dialoge nicht auf. Nur den Rigen der Unterstände dringt mehr ein Lichtschimmer, dringt mehr auch der Ton einer brillant gelungenen Melodie oder einer Mundharmonika. Abgerissene Fragmente aus Liedern und ferneren Liedern und Weisthellen klingen herüber. Denn es sind weitgereiste Herren, die sich da die Zeit vertreiben — deutsche Schiffe trugen sie über manche Meere.

Und nun verlassen wir die Gräben und gehen, begleitet von Kameraden, zurück. Wir sind bei Ablösung.

„Heute Nacht geht ich hinaus, um in den Stellungen unserer Maschinengewehre und ihr neuem Einlagier zu erstatten," hatte mein Freund Bruno H. gesagt. „Wenn Du Lust bist, darfst Du mitkommen."

Ich war den ganzen Tag heute gewesen wie ein Lämmchen. Bis zum Abend, da wir in der Rosenlaube beim Imbiß und guten Trunk einander gegenübersaßen.

In Radom und Iwangorod.

Der geordnete Rückzug der Russen. — Die Erlebnisse des Stadtpräsidenten. — Mackensen's Brief.

K. u. k. Kriegspressequartier, 16. August.

Von Kielce und Opatow jetzt gesagt, die ich in Radom angekommen, in der größten, schönsten und modernsten Stadt — außer Warschau — in Russisch-Polen, die während unserer jetzigen Offensive fiel. Die Reise ging von Kielce aus beständig, und auch von dort bis Sidlowicz-Bain, auf welchen Strecken außer deutschen und österreichisch-ungarischen Militärzügen auch bereits regelmäßige Personenzüge mit großer Pünktlichkeit fahrplanmäßig verkehren. Sidlowicz-Bain ist vorläufig die letzte Station für den Zivilverkehr. Von hier dürfen nur noch Militärpersonen ostwärts fahren. Der Bahnhof Kielce ist unversehrt, alle anderen, einschließlich des Radomer, aber sind der Erde gleichgemacht. Die Russen zerstörten auf ihrem Rückzuge sämmtliche Bahnhofsgebäude, obgleich sie sich sagen mußten, daß diese Zerstörungen ohne jede Bedeutung sein müßten, da doch der Verkehr auch ohne Bahnhofsgebäude aufrecht zu halten ist. Es macht blos die Verwaltung unbequemer und schwierig. Viel wichtiger ist es, daß die Russen die Bahnlinien zerstörten, die Wechsel- und Herzstücke zersprengten und, wo sie dazu Zeit gehabt, alle Schienen und den Unterbau aufrissen, das Material einwaggonirten und in das Hinterland mitfortschleppten. Doch alle Bestrebungen, die Bahnlinien auf längere Zeit unbrauchbar zu machen, waren vergebliche Mühe. Die Deutschen sind ihrer Sache Meister, und die deutschen Eisenbahntruppen arbeiten Tag und Nacht mit den mächtigen Autogenschneideapparaten an den ruinirten Schienen und stellen sie mit größter Geschwindigkeit und vollkommenerem Sachverständnis wieder her.

In welchem Tempo die Arbeit vor sich geht, beweist, daß zwischen Kielce und Sendziow die vollständig zerstörte, insgesammt 42 Kilometer lange Strecke in 16 Tagen wieder hergestellt wurde. Diese Leistung ist um so beachtenswerther, als auf dieser Strecke über die große Nida eine Brücke geführt war, die gleichfalls hergestellt werden mußte. Die Länge dieser Brücke betrug 120 Meter und erforderte zwölf Stützen. Und noch bemerkenswerther wird das Ergebnis der Arbeit, wenn in Erwägung gezogen wird, daß die Eisenbahnkompagnie in voller Bewaffnung arbeiten mußte und von Zeit zu Zeit vor dem feindlichen Artilleriefeuer sich in den Schützengraben zurückziehen mußte. Aber selbst die unversehrten russischen Bahnen sind für uns unbrauchbar, denn die russischen Gleise sind 1,526 breit, während die unserigen 1,435 breit, also neun Zentimeter schmäler sind. Deshalb ist man genöthigt, neben die zweite Schiene noch eine dritte Schiene mit neun Zentimeter Abstand zu legen. Die Arbeit währt mit Rücksicht auf rasches Vordringen Tag und Nacht mit wechselnden Arbeiterkolonnen.

Der russische Rückzug kann im Allgemeinen als tadellos bezeichnet werden. Als Beweis kann dienen, daß beinahe sämmtliche Bahnlinien, Viadukte, Tunnels und Brücken streng vorschriftsmäßig und korrekt gesprengt werden. Dagegen werden die Städte geschont und in ihnen nichts oder nur wenig vernichtet. Auch die Stadt Kielce ist unversehrt. Die zwei und drei Stockwerk hohen Häuser sind unbeschädigt, das Rathhaus, das Meisterwerk polnischer Renaissance, blieb verschont. Kundgebungen der Sympathie für die Sieger wurden im ganzen eroberten Lande, so auch in Kielce, vielfach verzeichnet. Man kann behaupten, daß, die russischen Staatsbeamten ausgenommen, alles am Platze geblieben ist. Vollzählig machte der Magistrat dem ersten Stadtkommandanten seine Aufwartung und begrüßte die Verbündeten anscheinend voll Freude. Gleich am nächsten Tage begann die Rekrutirung für die polnischen Legionen. Viele junge Burschen eilten mit Begeisterung unter unsere Fahnen. — In dem eroberten Land wird mit Mark, Rubel und Krone bezahlt. Die Preise der Lebensmittel sind bei Weitem niedriger als bei uns zu Hause in Friedenszeiten. Ein Kilogramm Fleisch kostet 1 Mark, ein Kilogramm feinstes Mehl 50 Pfennig! Und alles giebt es in Hülle und Fülle.

Am Donnerstag um Mitternacht traf ich in Radom ein. Trotz der späten Nachtstunde war die Stadt hell erleuchtet. Hinter den Fenstern der Häuser lassen sich feine Silhouetten erblicken. Leises Klavierspiel dringt durch die Fenster auf die Straße. Es wird auch gesungen, alte polnische Lieder. Es rollen Wagen durch die Straßen, und ihre Passagiere, deutsche und österreichische und ungarische Offiziere, kehren von den Abschiedsabenden heim; denn schon morgen folgen auch sie den anderen Truppen, die, bereits weit vorgerückt, an der anderen Seite der Weichsel sind. Die letzten Verfügungen wurden getroffen, und im wunderschönen Radom, das mit seinen 55- bis 60,000 Einwohnern den Eindruck einer kleinen Weltstadt macht, setzt sich das alltägliche bürgerliche Leben unter der neuen Herrschaft fort. Es ist ein allgemeines Aufathmen nach der Tyrannenherrschaft. Die Polen warteten auf uns und sind zufrieden, daß wir eingezogen sind. Auf den Straßen herrscht Ruhe und Ordnung. Man sieht meistens guigekleidete Einwohner und hauptsächlich elegante Damen, ferner viele Juden, die ihre Seelenangst noch nicht überwinden können und weinen und jammern. Ungarische Gendarmerie versieht den Sicherheitsdienst, unterstützt von Civilkommissären, die ein schwarzgelbes Band um den Arm tragen und denselben Dienst noch kürzlich als russische Unterthanen versehen mußten. Kleine Burschen laufen mit deutschen Zeitungen umher und bieten sie mit lautem Geschreie zum Kaufe an. In ihrem Argot rufen die kleinen Kolporteure die Titel der Sensationsartikel aus: „Neuer großer deutsch-österreichischer Sieg!" „Russen total geschlagen!" und so fort. Es ist ein herrlicher Sommertag und auf der Lubliner Straße ist regte Treiben. Von der 60,000 Einwohnern sind kaum 10,000 fort, darunter reiche Juden in Überzahl gewesen der Zahl. Ueberhaupt ist Radom reich. Außer den großen Kaufläden, die alle modern gebaut sind, giebt es zahlreiche prächtige Palaste. Mit architektonischem Geschmack sind die Fabriken und Kasernen erbaut. Große Gartenanlagen und Promenaden befinden sich inmitten der Stadt. Gegenüber dem „Hotel Europa", wo ich meinen Bericht schreibe, zieht sich eine wundervolle Alee hin. Links davon steht eine prachtvolle russische Kirche mit weithin glänzenden Thürmen, deren Dächer mit echtem Gold überzogen sind. Die Bewohner Radoms können wie folgt klassifizirt werden: Erstens die Intelligenz, die mit 55 Prozent aus Juden und 45 Prozent aus Polen besteht. Alle sind gut gekleidet und zeigen große Routine und Sicherheit in Bewegungen. Zweitens kleines, armes Bürgervolk, verschüchterte Polen und Juden, die in den letzten Monaten von dem hier garnisonirenden und durchziehenden Militär viel gelitten haben. Frauen und Männer sind müde und abgestumpft und zeigen für nichts Interesse. Ich sprach viel mit den traurigen Leuchen. Sie meinen, es sei ihnen unter den Russen schlecht gegangen, es werde auch unter der neuen Herrschaft wohl nicht besser sein. Drittens die Russophilen, hauptsächlich der Klerus, der sich tief verschlossen verhält. Ich hatte eine lange Unterredung mit einem Abbé, der eine Zeitlang in Paris gelebt hat. In einem Momente der Aufrichtigkeit sagte er Folgendes: „Uns ist es vollständig gleich, wer eigentlich Herr über Russisch-Polen ist. Wir halten zu den Stärkeren, denn seit Weltanfang hatte ewig der Stärkere recht."

Eine interessante Unterredung hatte ich mit dem Stadtpräsidenten Kasimir Koferski, der seines Amtes bereits im Oktober waltete, als Mackensen Radom besetzte. Koferski ist Gutsbesitzer, sehr reich und thut seinen Dienst unentgeltlich. Da der Präsident nur russisch und polnisch spricht, verständigten wir uns durch einen Dolmetscher. Ich gebe das Interview im Wortlaut wie folgt wieder: „Jetzt," sagte das Stadthaupt, „kam es anders als bei der ersten Besetzung Radoms. Alles ging in einem fabelhaft schnellen Tempo. Es war wie ein Traum. Wir hatten keine Ahnung von der großen Aenderung, die sich so rasch einstellte. Am 19. Juli (a. St.) nachmittags 4 Uhr kam ein dringender Befehl, daß Radom sofort geräumt werden müsse. Kaum einige Minuten später fing das Militär bereits an, schleunigst von dannen zu ziehen. Die Soldaten zogen in aller Schnelligkeit die Mäntel über ihre Uniformen, denn es regnete in Strömen. Ich hatte mich von meiner Ueberraschung kaum erholt, als es an meine Thür pochte. Der Besucher war der bisherige Präsident Wladynow Mochetowski, und er sagte zu mir: „Bitte, gehe sofort auf das Rathaus und übernimm mein Amt." „Was ist denn geschehen," fragte ich, „daß die Sache so eilig ist." „Die Deutschen und Oesterreicher werden jede Minute einziehen und diesmal nicht wie im Oktober auf kurze Zeit, sondern leider eventuell für immer!" Er umarmte mich und wir alten Freunde reichten uns die Hand. Ich saß den ganzen Tag und die Nacht in meinem Amtszimmer und traf die nöthigen Anordnungen, um die nothwendigen Veröffentlichungen bekannt zu machen. In meiner Veröffentlichung forderte ich die Bevölkerung auf, sich würdig zu benehmen. Viele wollten flüchten und kamen zu mir und baten um Rath und Hilfe. Ich antwortete: „Wenn ich, der das meiste zu verlieren hat, am Platze bleibe, könnt ihr dasselbe thun". Die Nacht verlief in peinlicher Erwartung. Die Bogenlampen auf den Straßen blieben angezündet, doch niemand kam. Am 20. Juli morgens 7 Uhr tauchte endlich eine Reiterpatrouille auf. Es waren ungarische Husaren. Eine Stunde später, also um 8 Uhr, zog bereits die Infanterie ein, die jedoch kaum Halt machte. Das Volk kam langsam auf die Straße. Man fürchtete sich nicht mehr und bewirthete die Soldaten mit Essen und Trinken. Die Offiziere bekamen sogar Blumen von den Damen. Letztere fragten die Offiziere, wohin sie so eilig marschierten. „Direktion Iwangorod!" lautete die Antwort. Also eine weitere Ueberraschung, da uns doch wiederholt offiziell mitgetheilt worden war, daß Iwangorod uneinnehmbar sei und Monate hindurch widerstehen könnte. Inzwischen hatte sich bei mir noch niemand von den feindlichen Truppen gemeldet. Erst nachmittags 4 Uhr kam General X. mit seinem ganzen Stabe aufs Rathaus und sagte zu mir: „Sorgen Sie, daß die Bevölkerung sich ruhig und still verhält. In diesem Falle garantire ich, daß nichts Böses geschehen wird." Ich erwiderte dem General: „Das Schicksal setzt mich bereits das zweite Mal in den Präsidentenstuhl. Im Oktober bürgte ich das erste Mal für meine Mitbürger und waltete meines Amtes mit der Ergebenheit des braven Mannes. Hier der Beweis." Und ich überreichte dem General das Anerkennungsschreiben Mackensens, das er noch im Herbste an mich gerichtet hatte, als er sich über Radom zurückziehen mußte. Der General las den Brief und antwortete: „Ich danke. Ich vertraue auf Sie." Am 21. Juli stellte sich mir der Platzkommandant Oberleutnant J. vor und seither geht alles in größter Ordnung.

Ich fragte, ob er als Präsident nach Mackensens Rückzug, nachdem die Russen Radom wieder besetzt hatten, keine Unannehmlichkeiten seines loyalen Verhaltens wegen gehabt habe. „Im Gegentheil," antwortete der Präsident, „von der ganzen Intelligenz, die sich bereits im Oktober geflüchtet hatte, kamen kaum 10 Prozent zurück. Unter den Zurückgekehrten befand sich naturgemäß der Gouverneur Radoms namens Zasiadko. Er bedankte sich, daß durch mein Verhalten die Stadt und die Einwohner geschont worden seien. Noch zeigte ich ihm das Schreiben Mackensens. Der Gouverneur sagte mir dann im Vertrauen: „Habe den Brief gut auf, er dürfte uns allen noch zugute kommen." „Warum?" fragte ich. Er antwortete: „In mir die Deutschen einmal Gefangene hätten haben, das lassen sie nicht leicht aus der Hand!" Daß dies thatsächlich der Fall ist, beweisen die letzten Ereignisse, und daß es so bleiben wird, geht deutlich hervor, daß die Radomer, die im Oktober geflüchtet sind, auch heuer nicht zurückbleiben." Emil Szymeczy.

In den Forts des eroberten Iwangorod

Iwangorod, 11. August.

Unter der Leitung des Hauptmanns Stichlmayr besichtige ich heute die Werke von Iwangorod, und zwar Demblin am Ufer und Gostschatow am Weichsel. Demblin ist ein alter Ziegelbau, keine Spur von Panzerung und Beton. Ich fand hier die Kasematten ganz, die Thore kunstvoll gesprengt. Der Hauptwall besitzt zwei Flankierungsanlagen, keine Mannschafts-Unterstände. Der schwächste Theil der Infanteriestellungen ist als Deckungsstände ausgebaut. Auch der eigentliche Brückenkopf Gostschatow am Weichsel ist nur ein Ziegelbau. Im grasbedeckten Tiefgraben weiden jetzt Kühe. Der kleinere Theil des Werkes ist jetzt gesprengt. Ein Koffer mit Minen lag intakt am Boden. Ich sah Zündladungen zur Sprengung, die jedoch mißlungen war. Während ich die Anlage besichtige, werden Geschosse gesprengt und Zwinger gestürmert. In Gängen und intakten Ausfallthoren liegen leere Munitionskisten. Im „Schulterstoffer" des Forts entdeckte ich ein rothes golddurchwirktes Seidengewand, einen Gürtel, weiße Damenhalbschuhe, weiter eine rothe Plüschbank, Puderdose und Quaste, lauter Theaterrequisiten. Staunend erfahre ich, daß die Offiziere im Werk Theater spielten. Die Szene war im Hofraum. Die alte Zitadelle erinnert an das Fort Givet. Ich schreibe diese Zeilen in der Festungsschule für Offizierskinder im Hofe der Zitadelle. Durchs Fenster sehe ich eine rothe Ziegelmauer mit Schießscharten und habe einen Durchblick auf die Weichsel. Das ganze ist ein alter, angesichts moderner Geschütze unhaltbarer Kasten. Noch brennen die Gerstesäcke im Verpflegungsmagazin, wo 500 Waggons aufgestapelt sind. Die Russen haben bekanntlich keine Panzerung eingeführt, um so dichter bestücken sie die Fortswälle mit Nahkampfgeschützen. In letzter Zeit jedoch waren sie gezwungen, auf anderen Fronten auch diese herauszuziehen und konnten nicht mehr an die Vertheidigung der Forts denken. Ein Flügel ist verlängert zur Sicherung der linken Flanke. Hier hatte sich alles aufs genauste programmmäßig abgewickelt. Die zweite Linie verlief entlang dem Bach in nordsüdlicher Richtung von Loje auf Klejstorna-Wola. Auch diese Stellung ist stark ausgebaut und bewehrt; sie zeigt mehrere betonirte Stützpunkte. Da jedoch die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand die Russen im Rücken bedrohte, wurde die Stellung von ihnen kampflos geräumt. Die Forts wurden gesprengt. Iwangorod war aufgegeben. Das geschah in der Nacht vom 4. auf den 5. August. Krieger.

Das Meerwasser der Adria.

Die Frage, ob das Verhältnis der Bestandtheile des Meerwassers stets gleich bleibt, oder ob es Schwankungen unterworfen ist, bildete in neuerer Zeit den Gegenstand eingehender Untersuchungen. Es handelt sich dabei nicht um den Gehalt des Meerwassers an Salzen. Dieser kann an verschiedenen Stellen ein und desselben Meeres verschieden sein, so daß sich also das Wasser als eine bald mehr oder bald weniger konzentrirte Lösung darstellt. Diese Aenderungen in der Konzentration sind bekannt. Hingegen war es zweifelhaft, ob das Verhältnis der einzelnen Bestandtheile des Meerwassers zueinander stets gleich bleibt oder schwankt. Schon früher hat Forchammer die Gleichartigkeit dieses Verhältnisses behauptet, doch blieb die Frage immer noch ungelöst, bis es Knudsen gelang, durch ein neues Verfahren zur Bestimmung des Gesammtsalzgehaltes und des spezifischen Gewichtes des Meerwassers eine sichere Grundlage zu weiteren Forschungen zu finden.

Die vom ungarischen Staate ausgerüstete 2. Ungarische Adria-Expedition hat nun an zahlreichen Stellen des adriatischen Meeres Proben von Meerwasser entnommen und sie nach der Knudsenschen Methode untersucht. Dabei hat sich gezeigt, daß die früheren Bestimmungen über das Verhältnis der Meerwasserbestandtheile der Adria zum Theil unrichtig waren. Wo sich herausstellte, daß keine Gleichmäßigkeit der Zusammensetzung herrscht, da beruhte dies auf der Anwendung falscher Verfahren. Auch für die Adria hat sich die Richtigkeit des Satzes ergeben, daß das Verhältnis der Mengen der einzelnen Meerwasserbestandtheile stets gleichartig ist, daß also von einem bestimmten Gehalt an Kalium oder Natrium auch stets ein ganz bestimmter Gehalt an Calcium, Magnesium, Chlor, Brom, Jod usw. entspricht. Hieraus ergeben sich auch die entsprechenden Folgerungen für das Verhältnis gewisser physikalischer Konstanten, vor allem der Dichte, des elektrischen Leitvermögens, des Brechungsindex, der Gefrierpunktserniedrigung und des osmotischen Drucks. Nach dem von Dr. R. Mancha vor der Akademie zu Budapest erstatteten Bericht geben die Untersuchungen der 2. Ungarischen Adria-Expedition eine neue Bestätigung dafür, daß die Meerwasserbestandtheile in bezug auf ihre Menge ein konstantes Verhältnis aufweisen.

Willkommengruß der Kaiserin.

Anläßlich des Eintreffens der ersten Verwundeten aus russischer Gefangenschaft in Saßnitz hat Ihre Majestät die Kaiserin folgendes Telegramm nach Saßnitz gesandt: „Berlin, Schloß, 16. August. Einen herzlichen Willkommengruß sende ich den tapferen, aus russischer Gefangenschaft heimkehrenden Kriegern, die heute zum erstenmal deutsche Erde betreten. Möge die Heimath, die ihrer treuen Vertheidiger dankbar gedenkt, die schweren Wunden heilen, die der Krieg geschlagen hat. Auguste Victoria."

— Nach einmaligem Gebrauch wird jede Borste einer Zahnbürste gleichsam zu einer Impfnadel, die mit den auf ihr sich entwickelnden Bakterien beim Gebrauch infizirend wirkt. Es ist demnach erforderlich, die Zahnbürsten öfter auszukochen oder sie nach dem Gebrauch in siedendem Wasser zu reinigen und in 10prozentiger Formalinlösung (Boroform, Lysoform) aufzubewahren.